

Retrospektive 2000
Vortragsreihe in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche Berlin
September 1998

Dr. Paul Oestreicher

Abschied vom zweiten Jahrtausend: Unser Alibi, der schuldige Erzengel

Vortrag in der
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche
Am Mittwoch, 30. September 1998

Meine lieben Berlinerinnen und Berliner,

Engel sind modisch. Aber wir wissen alle nicht, was ein Engel ist. Ich lebe schon seit meiner Geburt mit diesem Erzengel Michael. Denn gestern, der 29. September, der Michaelstag, war und ist mein Geburtstag und zugleich der Tag meiner Ordination als Pfarrer in der Kirche von England. Also mußte ich schon von Kindheit auf mit meinem Erzengel leben. Wenn unser Engel ein Mysterium ist, das wir nicht ganz verstehen, ist es aber trotzdem wahr, daß in der Heiligen Schrift Engel immer wieder vorkommen, Engel immer wieder Boten sind, Engel irgendwie unser Schicksal sind. Und wir sind immer geneigt, zu glauben, daß wir an unserem Schicksal letztlich nichts ändern können. Aber ich glaube, wenn Engel eine mysteriöse Wirklichkeit sind, dann müssen wir auch mit unserem Engel, dann muß ich auch mit meinem Erzengel ringen. Dann muß ich mit meinem Schicksal ringen und in einer inneren Verbindung stehen. Ich kann nicht, auch wenn es mir gut passen würde, meinen Engel verantwortlich machen für das, was ich bin und das, was aus mir geworden ist. Die große Versuchung ist, den Engel, also mein Schicksal, als Alibi zu benutzen, ich kann nichts dafür. So ist nun einmal mein Leben gestaltet, ich bin nun einmal unter diesem Stern geboren. Aber ich glaube, das ist ein Stück Aberglauben. Wenn Gott, ganz gleich, wie wir nun Gott verstehen oder nicht verstehen, ganz gleich, wie dieser Gott nun mit uns umgeht. Eines ist klar, er schickt uns den Engel, den Boten, irgendwie die Beziehung zu Gott, um dann mit Gott zu ringen. Und das, was sein sollte, und nicht nur das Leben so hinzunehmen, wie es ist. Und deswegen habe ich als Einleitung zu diesem Vortrag einen Passus aus dem Epheserbrief mir ausgesucht, und den will ich erst einmal vorlesen:

Und schließlich, so steht geschrieben, werdet stark durch die Kraft und Macht eures Gottes. Zieht die Rüstung Gottes an, damit ihr den listigen Anschlägen des Teufels widerstehen könnt. Denn, wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die Fürsten und Gewalten, gegen die Beherrscher dieser finsternen Welt. Gegen die bösen Geister des himmlischen Bereichs. Darum legt die Rüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils standhalten, alles vollbringen und den Kampf bestehen könnt. Seid also standhaft, gürtet euch mit Wahrheit, zieht als Panzer die Gerechtigkeit an und als Schuhe die Bereitschaft für das Evangelium vom Frieden zu kämpfen. Vor allem greift zum Schild des Glaubens, mit ihm könnt ihr alle feurigen Geschosse des Bösen auslöschen. Nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist Wort Gottes. Hört nicht auf zu beten und zu

flehen. Betet jederzeit im Geist, seid wachsam, harrt aus und bittet für alle Heiligen, auch für mich, - so der Schreiber - daß Gott mir das rechte Wort schenkt, wenn es darauf ankommt mit Freimut das Geheimnis des Evangeliums zu verkünden, als dessen Gesandter ich - so schreibt wohl Paulus- ich im Gefängnis bin. Bittet, daß ich in Gottes Kraft freimütig reden vermag, wie es meine Pflicht ist.

Kampfansage! Ich bin bekannt, persönlich, als christlicher Pazifist. Ich bin fest davon überzeugt, daß, wenn wir Jesus folgen, wenn wir in diesem Jesus sowohl Gott erkennen und auch wahren Mensch erleben, dann können wir nicht, dürfen wir nicht zur Gewalt greifen, um uns durchzusetzen. Denn gerade das hat er nicht getan. Und da möchte ich nun zurückgreifen auf den Anfang dieses Aufrufes zum Kampf. Ist das ein Widerspruch? Ich glaube nicht, denn wir müssen uns fragen, was ist das Wesen des Kampfes gegen das Böse eines Christen in der Welt heute. Und da steht nun geschrieben, daß wir nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen haben. Ganz schlicht gemeint, daß wir nicht gegen unsere Mitmenschen zu kämpfen haben. Daß wir nicht das Schwert, und heute ist das Schwert natürlich Waffen, die viel gefährlicher sind als je ein Schwert war, daß wir nicht unsere Waffen, die uns in der Welt zur Verfügung stehen, einsetzen, um andere Menschen umzubringen. Auch dann, wenn diese Menschen uns umbringen wollen, auch dann, wenn sie unsere Feinde sind. Wir haben es nämlich mit viel Gefährlicherem zu tun. Wir haben es wirklich mit den Mächten der Finsternis zu tun. Also nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen, gegen die Fürsten und Gewalten, sondern gegen die Beherrscher dieser finsternen Welt.

Ich habe anfangs gesagt, wir müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Und nun plötzlich rede ich von Mächten der Finsternis. Sind wir wirklich diesen Mächten der Finsternis, die wir selbst nicht ganz verstehen und dann manchmal auch erkennen müssen, daß diese Mächte der Finsternis ja nicht nur da draußen irgendwo sind, sondern in uns stecken. Daß der Teufel, dieses Symbol des Bösen, der Teufel, das bin ich, das bist du. Aber zugleich bin ich und bist du im Ebenbild Gottes geschaffen. Zugleich sind wir die Mitmenschen dieses Jesus von Nazareth im Kampf gegen das Böse in uns selbst. Wenn man zurückschaut auf die Grausamkeit, die Unmenschlichkeit der Nazi-Zeit in Deutschland, dann muß ein jeder von uns ja erkennen, daß ein Stück von Adolf Hitler in jedem von uns steckt. Daß wir nicht, und das ist nun der Extremfall, daß wir nicht den Politiker, den ungerechten Herrscher, allein verantwortlich machen können für die Welt, so wie sie ist. Für die Ungerechtigkeit, die wir jeden Abend an unserem Bildschirm im Fernsehen zu sehen bekommen, die Ungerechtigkeit, die wir manchmal selbst an uns erleben. Wie gehen wir dann mit denen um, die uns ungerecht sind? Wie gehen wir mit denen um, die anderen ungerecht sind? Das ist nicht nur sozusagen eine persönliche Auseinandersetzung mit anderen Menschen, und vor allem mit den mächtigen Menschen dieser Erde. Denn die Mächtigen, - ja, auch die Politiker, die in dieser Woche gewählt worden sind von uns, eine neue Regierung in diesem Land zu bilden, - die Mächtigen sind auch die Opfer der Gewalten dieser Welt. Sie sind auch oft machtlos, das zu tun, was sie eigentlich tun möchten. Oder jedenfalls fühlen sie sich machtlos, genau wie wir das Gefühl haben: Ich kleiner Mensch kann doch die Welt nicht ändern.

Aber wenn wir nun am Anfang einer neuen menschlichen Epoche stehen, und ich glaube das ist so, das hat Bischof Huber in seinem Vortrag eindrucksvoll

beschrieben, wie wir relativ hilflos dastehen, als Kirchen und als Völker. Wie wir keine vereinigenden Gedanken haben, die uns alle auf Kurs halten. Wie wir in einer privatisierten Welt, wo jeder sich alleine fühlt, am Anfang einer Epoche stehen, mit Änderungen der Technik, der Organisation des menschlichen Lebens, die wir kaum verstehen können, so schnell bewegt sich alles in unserer Zeit, und so schwer finden wir es, damit fertig zu werden. Da ist es die ganz große Versuchung, all das als Schicksal zu betrachten und uns als hilflose Opfer des Schicksals. Aber das ist falsch. Es ist nicht so, die Welt wird morgen und übermorgen und im neuen Jahrtausend so aussehen, wie wir Menschen sie gestalten. Und die Kirche als Institution, die genauso hilflos ist wie die restliche Menschheit, und in ihrer langen Vorgeschichte sich oft grundlegend geirrt hat und die falsche Seite gewählt hat im Ringen um das Gute, tatsächlich auf der Seite des Teufels stand. Denn der Teufel fühlt sich sehr wohl in einer Kirche; der Teufel fühlt sich sehr wohl potentiell in jedem von uns. Aber eben nicht nur der Teufel, und hier ist das innere Ringen. Und ich glaube, wir müssen den Mut haben, einen neuen Zusammenhalt zu finden, und, wenn wir Christen sind, die Kirche umzugestalten; nicht zu warten bis Synodenbeschlüsse, Bischofserklärungen, formale Entscheidungen von unpersönlichen Gremien irgendwie Kompromisse treffen, irgendwie Teil der politischen Strukturen sind. Nein, wir müssen uns einfach zusammentun, die Heilige Schrift zusammen lesen, versuchen zu sehen, wo sie uns hinweist und zusammen gläubig, hoffnungsvoll beten in Anwesenheit der Mächte des Guten, die in uns im Kampf stehen gegen die Mächte des Bösen.

Alles beginnt in unserem täglichen Leben in der Politik. Was meine ich mit dem Wort 'Politik'? Ganz schlicht: Wie wir unser Leben gemeinsam organisieren: angefangen in unseren Familien, in unserem Stadtbezirk, am Arbeitsplatz, in unserer Stadt, in unserem Staat, in unserer Welt. Ja, es braucht immer wieder ein Stückchen Organisation, ein Stückchen menschliches Geschick, die Sachen etwas besser zu machen wie sie waren. Aber das ist nur der Anfang. Wenn wir mit der Politik anfangen, sprich: mit unserem gemeinsamen Leben, dann ist das Ende ein Mysterium. Wir beginnen mit dem Alltag. Aber dann mündet dieser Alltag in Mystik, in dem, was wir nicht verstehen, und was wir nur gemeinsam mit unserem Engel, in Anwesenheit unseres Gottes, schaffen. Das werden wir nicht nur mit dem Verstand leisten können. Und eine der schwierigsten Aufgaben des deutschen Protestantismus - und Bischof Huber hat auch darauf hingewiesen - ist darin zu sehen, daß der reine Menschenverstand nicht genügt. Dieser Kampf mit den Mächten braucht ein Stück Eintauchen in ein Mysterium. Und deswegen muß unsere kirchliche Struktur auch so sein, daß wir nicht nur alles intellektualisieren. Wir können mit unserem menschlichen Verstand nur begrenzte Fortschritte machen. Deswegen brauchen wir die Engel, brauchen wir das Unbeschreibliche und müssen auch lernen, der Protestantismus ganz besonders, das zu feiern. Der Gottesdienst darf nicht nur eine Gedankenübung sein, er muß ein Eintauchen sein in die Ewigkeit, in der wir schon leben. Er muß Phantasie entwickeln, er muß unserem Engel ermöglichen, uns auf Wege zu führen, die wir mit dem Verstand noch nicht meistern können. Ich glaube da kann uns oft gerade in der evangelischen Tradition die katholische Frömmigkeit helfen. Und wenn Bischof Huber von der Zukunft gesprochen hat als eine 'ökumenische Zukunft', dann muß das heute heißen: Wir müssen uns als Christen hinwegsetzen über die nicht mehr aktuellen historischen Trennungen der Vergangenheit. Es ist in der Tat fast lächerlich, wenn sich heute Katholiken und Protestanten streiten, etwa über die Rechtfertigungslehre. Wenn wir versuchen, Fragen zu beantworten, die niemand stellt, die nicht die Fragen

unserer Zeit sind, die nichts zu tun haben mit der Herausforderung Gottes an uns heute, und gerade entdecken, daß wir in unseren verschiedenen Traditionen einander beschenken können aus ganz verschiedenen Hintergründen, um gemeinsam die Zukunft zu meistern. Da sind die kirchlichen Vorschriften, da sind die dogmatischen Trennungen heute ein Unsinn. Im wörtlichen Sinne: ein Unsinn.

Sie sind nicht mehr sinnvoll. Und da müssen wir Mut haben. Aber die Grenzen sind noch viel weiter zu stecken als die konfessionellen Grenzen unserer christlichen Vorgeschichte. Wir leben heute in einer Welt, in der nur eine Minderheit der Menschen, mit denen wir umgehen, überhaupt Christen sind. Wir müssen erst einmal lernen, daß Menschen, die auch Gott begnadet sind, aber aus ganz anderen Traditionen kommend, Menschen anderer Religionen, aber sehr oft auch Menschen keiner Religion. In denen müssen wir auch die Gegenwart Gottes erkennen. Unsere Engel sind auch deren Engel. Und da ist es oft viel wichtiger, einfach auf sie zu hören. Auf sie als Mitmenschen zuzugehen. In dieser Stadt Berlin gibt es viele solcher Menschen. Und wenn es eine zentrale Aufgabe gibt für die Kirche im neuen Jahrtausend, dann ist es für mich die ganz zentrale Aussage, daß für Jesus niemand ausgegrenzt werden darf. Das, wenn ich das Evangelium auch nur einigermaßen recht verstanden habe, das ist der Grund, daß Jesus von Nazareth von den kirchlichen Behörden seiner Zeit, sprich den Tempel, als Bedrohung empfunden wurde, weil er offen war für den Außenseiter, für den Ketzer, ja, für den Feind. Die Feindesliebe ist die zentrale Herausforderung heute an die Kirche. Eigentlich war sie es immer. Aber heute ist sie es in ganz besonderer Form. Denn gerade die menschliche Technik ist jetzt so weit entwickelt, daß wir im nächsten Jahrtausend vielleicht gar nicht überleben, wenn wir die Feindesliebe nicht lernen. Und meines Erachtens ist das der zentrale Kampf, der uns bevorsteht. Der Kampf um die menschliche Anerkennung eines jeden Menschen.

Wir sind wohl froh, daß in der soeben abgeschlossenen Wahl die sogenannten Rechtsextremisten nicht sehr gut abgeschnitten haben. Sie sind also keine unmittelbare Bedrohung für uns, d. h. wir können sie vergessen. Da machen wir es uns aber zu leicht. Wir müssen sie lieben. Und die Liebe ist die Waffe unseres Kampfes gegen den Rechtsextremismus.

Ich will hier eine Geschichte einflechten, um das etwas klar, einfach, menschlich darzustellen. Viele von Ihnen kennen vielleicht die bewegenden Gedichte von Erich Fried. Erich Fried hat das Schicksal eines Juden im Nazi-Deutschland erlebt. Er hat erlebt, wie Rechtsextremisten seinen eigenen Vater auf der Straße in Wien umgebracht haben. Als junger Mann ist er dann nach England geflüchtet als Sechzehnjähriger, hat seine Mutter dann glücklicherweise noch nach England bringen können. Sie ist also dem Tod entgangen. Und dieser Erich Fried ist dann später in seinem Leben, immer noch in England wohnend, zu einem der bedeutendsten modernen deutschen Dichter geworden. Beliebt vor allem bei der jungen Generation; Dichterlesungen in vielen Teilen Deutschlands. Und es ging eine Einladung an ihn von dem Sender Bremen, sich in einer Talkshow mit einem Rechtsextremisten auseinanderzusetzen. Ein Rechtsextremist, der gar nicht glaubte, daß Millionen von Juden überhaupt umgebracht worden sind. Und als Erich ankam am Sendehaus in Bremen, stand der Intendant an der Tür, ihn zu begrüßen. "Herr Fried," sagte er, "ich bin hier, um mich bei Ihnen zu entschuldigen. Der Programmdirektor, der Sie eingeladen hat, hat sich etwas erlaubt, was er sich eigentlich nicht hätte erlauben dürfen. Wir können Ihnen doch nicht zumuten, mit

diesem jungen Mann zu reden. Das geht zu weit, ich bin hier, mich zu entschuldigen. Sie haben das freie Wort, aber dieser junge Faschist wird nicht in unserem Sender auftreten." Die Sendung, die folgte, war eine Livesendung. Erich Fried sagte dann in aller Stille in dieser Sendung: "Ich bin enttäuscht. Ich bin hierhergekommen in der Hoffnung, mit einem jungen verblendeten Faschisten als Mitmensch reden zu können. In einer Demokratie müßte das möglich sein. Ich wollte die Möglichkeit haben, als Jude auch auf ihn zu hören. Der Sender hat das unmöglich gemacht. Er hat es zwar gut gemeint, aber, es ist schade." So Erichs Ton. Aber damit war die Sache noch nicht gelaufen. Als die Sendung vorbei war, hat sich Erich in ein Taxi gesetzt, hatte sich die Adresse des jungen Mannes verschafft, und ist zu ihm nach Hause gefahren, wohl wissend, daß er bestimmt erzürnt zugeschaut hat, weil er nicht zu Wort kommen durfte, aber dieser Jude reden durfte. Aber dieser Jude ist dann zu ihm gefahren. Und so konnte Erich erzählen, daß er dann die ganze Nacht mit diesem jungen Rechtsextremisten von Mensch zu Mensch unter vier Augen gesprochen hat. Dann haben sie sich beim Frühstück verabschiedet.

Für mich ist diese Geschichte Sinnbild dessen, was der Kampf, von dem Paulus spricht, eigentlich bedeutet. Mit den Waffen des Friedens, der Wahrheit und der Liebe. Die jungen Rechten sind ja auch entrechtete Menschen, schlecht ausgebildet, oft arbeitslos, frustriert, wütend über uns, die Bürger, denen es gut geht und die es sich leisten können, gute Demokraten auf dem Mittelweg, der nun diese neue Regierung bilden wird, zu sein. Wir sind nicht die bedrohten Menschen. Haben wir Zeit, haben wir den Mut, gerade zu denen zu gehen, die wir fürchten würden, wenn sie die Macht hätten? Das ist Teil der Aufgabe einer Kirche, die keine Grenzen kennt, die Gott in jedem Mitmenschen erkennt. Und wenn das die Herausforderung in persönlichem Sinn ist, - und diese Geschichte, die ich erzählt habe, ist natürlich eminent persönlich und unsere Politik muß immer eine eminent persönliche sein, - dann steht dahinter aber eben eine tiefe Mystik, ein Glauben, daß Dinge mitschwingen, die wir nicht verstehen; Kräfte bestehen in diesem Universum, die zum Bösen ausarten können, aber die zugleich das sind, was Jesus 'Himmelreich' nannte.

Und da will ich nun zum Schluß nur noch ein großes Thema aufgreifen, und vielleicht - ich sage bewußt: vielleicht - ist es das zentrale Thema in der Wende zu einem neuen Zeitalter. Und das ist das Thema der Wirtschaft. Der Mißwirtschaft unserer Welt, wo die Reichen reicher werden und die Armen ärmer, und wo der sogenannte 'freie Markt' heute das Leben der ganzen Erde in dieser sogenannten 'Globalisierung' beherrscht. Und wir mit dem Eindruck leben, - und wenn ich sage wir, meine ich natürlich auch unsere Politiker, - daß wir gar keine Wahl haben, daß es so sein muß, daß die globalisierte Herrschaft des Geldes eben unser Schicksal ist und wir uns diesem Schicksal beugen müssen. Es ist eine Mißwirtschaft, wo große Teile der Menschheit verhungern, wo nicht einmal Regierungen mehr wissen, wie sie entscheiden können, weil der globalisierte Markt so manipuliert werden kann, daß Unmengen Geld einfach eingesetzt werden, um mehr Geld für die wenigen zu schaffen. Aber das heißt natürlich immer wieder: weniger für die meisten. Das muß nicht sein. Und ich glaube, wir müssen alle, auch wenn wir uns relativ hilflos empfinden, auch wenn wir keine Wirtschaftsexperten sind, und das bin ich auch nicht, wir müssen trotzdem Teil eines Kampfes sein, um die Welt zu einer sozialen Demokratie umzugestalten. Und sozial heißt, daß wir den Reichtum unserer Erde gerecht verteilen, daß wir Methoden der Wirtschaft wiederentdecken. Denn das sind alles nicht total neue Gedanken, die einen menschlichen Sozialismus ermöglichen. Dieser Neokapitalismus, wie er offiziell genannt wird, - ich würde

lieber mit Helmut Gollwitzer sagen: diese kapitalistische Revolution, die fast unbewußt vollzogen worden ist im Laufe der letzten 20 Jahre, - muß umgestaltet werden in eine Welt der relativen sozialen Gerechtigkeit. Jeder Schritt in diese Richtung ist ein kleiner Schritt in Richtung Himmelreich. Und wir Christen müssen das auch symbolisch immer wieder darstellen. Und wir tun es in der Tat, aber sind uns dann nicht immer bewußt, was wir tun. Wir tun es in der Tat, wenn wir in unserem sakramentalen Leben die Eucharistie, das Abendmahl, die Gabe Gottes seines Lebens an uns alle, zum Zentralen in unserem gottesdienstlichen Leben machen oder machen müßten. Denn hier ist das Beispiel eines Gottes, der sich selbst hingibt: total; nicht an die wenigen, sondern potentiell an die ganze Menschheit. Wir müssen also eine eucharistische Wirtschaft schaffen. Und die Samen der Möglichkeit einer solchen Welt sind nicht nur da in unserer christlichen Tradition, sie sind da, in den anderen großen Religionen unserer Zeit. Sie sind auch da in einem weltlichen Humanismus, der Teil unserer Tradition ist, den wir nur immer wieder neu verwirklichen müssen. Es gibt viele Hoffnungszeichen. Die Tatsache, daß die Völker zumindest jetzt Gesetze haben, die über die Grenzen gehen, um die Menschenrechte zu beschützen. Eine sehr neue Entwicklung der letzten Generationen. Das sind Hoffnungszeichen. Es gibt viele andere. Wir haben gar keinen Grund zu verzweifeln. Wir haben in der Tat viel mehr Macht als wir glauben. Und deswegen ist der Aufruf des Paulus, den Kampf aufzunehmen, den Kampf gegen die unsichtbaren Mächte des Bösen, die sich aber sehr konkretisieren in der Politik, in der Wirtschaft und in der Kultur; und ihnen andere Werte entgegenzusetzen, die schon da sind im Ansatz, die wir aber immer wieder neu entdecken müssen. Wenn wir dazu bescheiden als Minderheit in der Welt in die Zukunft gehen, dann haben wir Grund zu hoffen. Nicht zufällig sagte Jesus zu seiner kleinen Gefolgschaft, die am Ende, als sie ihn kreuzigten, sehr, sehr klein war: nur drei Frauen und ein Mann, nur vier Leute, die den Mut hatten, mit Jesus zum Kreuz zu gehen, da sagte er zu dieser kleinen, scheinbar hilflosen Gefolgschaft: "Habt keine Angst, kleine Herde, ich will euch das Himmelreich schenken." Ein Geschenk des Vaters durch den Sohn, im Heiligen Geist. Das ist unsere Hoffnung, in dieser können wir leben, aber nicht kampfflos. Wir müssen nur die rechten Waffen suchen und die schlechten Waffen, die unsere Welt zerstören können, wegwerfen.

Danke schön.

Dr. Paul Oestreicher, ehemaliger Domkapitular und langjähriger Leiter des Internationalen Versöhnungszentrums der Kathedrale von Coventry, wurde 1931 in Meiningen (Thüringen) geboren. Wegen der jüdischen Herkunft des Vaters floh die Familie 1939 nach Neuseeland. Dort und in Bonn studierte er. Nach dem Besuch des Priesterseminars von 1956-58 in England war er u.a. Pfarrvikar in Hessen, Programmdirektor der Abteilung Kirche und Gesellschaft der BBC, Gemeindepfarrer und Leiter des Außenamtes des Britischen Kirchenrates, bevor er 1985 Leiter des Versöhnungszentrums wurde. Er war Gründer des Dresden Trust, des britischen Beitrags zum Wiederaufbau der Frauenkirche, ist Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und des Verdienstordens des Freistaates Sachsen.
